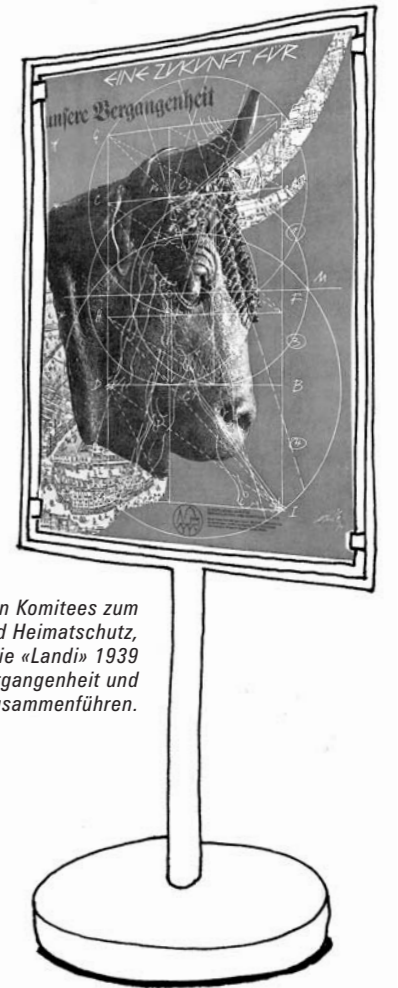


30

Jahre seit dem
Europäischen Jahr für
Denkmalpflege und
Heimatschutz:

Perspektiven für die «Zukunft unserer Vergangenheit»

von Hans-Rudolf Meier Dreissig Jahre nach dem Europäischen Jahr für Denkmalpflege und Heimatschutz blickt man als Denkmalpfleger nicht ohne Wehmut, aber auch nicht ohne zwiespältige Gefühle zurück auf den Höhepunkt der als «Jahrzehnt der Denkmalpflege» bezeichneten 1970er-Jahre.



Plakat des Nationalen Schweizerischen Komitees zum Europäischen Jahr für Denkmalpflege und Heimatschutz, gestaltet von Hans Erni. Der schon für die «Landi» 1939 tätige Grafiker sollte auch 1975 Vergangenheit und Moderne bildlich zusammenführen.

Zwar erfreuen sich – wie etwa die Tage des Denkmals zeigen – Denkmäler auch heute noch grosser Beliebtheit, doch sind die damals erreichten institutionellen Errungenschaften der Denkmalpflege gegenwärtig in hohem Masse gefährdet, indem die Denkmalpflege wieder vermehrt als lästige Störung, als Wachstums- und Investitionsbremse verunglimpft wird. Die Gründe dafür liegen vielfach ausserhalb des Faches und treffen auch andere staatliche Institutionen: Leere Kassen, Privatisierung und Entstaatlichung, Partikularisierung der Gesellschaft und gewandeltes Staatsverständnis sind die entsprechenden Stichworte. Für die Denkmalpflege verschärft sich diese Situation aber dadurch, dass gleichzeitig wesentliche ihrer Grundsätze in Frage gestellt werden. Der seit rund hundert Jahren gültige Denkmalbegriff wird ebenso angefochten wie das Paradigma der Priorität der Substanzerhaltung. Dass die Wurzeln dieser aktuellen Kontroversen und Probleme aber zum Teil bis zum Europäischen Denkmalschutzjahr und damit in die scheinbare Blütezeit der Denkmalpflege zurückreichen, soll im Folgenden ansatzweise gezeigt werden.

«Bauen als Umweltzerstörung»

Die Gründe des seinerzeitigen Erfolgs der Denkmalpflege sind bekannt: Das Denkmalschutzjahr fiel zusammen mit einer Krise der Moderne. Das Ende des ungebrochenen Fortschrittsglaubens war nicht zuletzt auch eine Krise der Konzepte des modernen Bauens und Planens. Seit den späten 1960er-Jahren artikulierte sich zunehmend Kritik und Widerstand gegen das, was mit Alexander Mitscherlich als «Unwirtlichkeit der Städte» bezeichnet wurde. In zahlreichen Bürgerbewegungen, die sich gegen Flächen-sanierung, Strassendurchbrüche oder gegen

die Auskernung von Altbauten zur Wehr setzten und den fortschreitenden «autogerechten» Kahlschlag der Innenstädte bekämpften, wurden Denkmäler zu Trägern emanzipatorischer Postulate. Gleichzeitig wandte sich eine neue Generation von Architekten wieder der historischen Stadt zu. Die so genannte Postmoderne – ein Begriff, der zufällig (aber nicht ohne Zusammenhang) ebenfalls 1975 auf die Architektur übertragen worden war – ging ebenfalls von der Kritik der Moderne aus und rekurrierte ihrerseits auf die Architekturgeschichte, indem sie die Vergangenheit als Inspirationsquelle neu interpretierte.

In dieser Situation fiel das Europäische Denkmalschutzjahr mit seinem Motto «Eine Zukunft für unsere Vergangenheit» auf fruchtbaren Boden. Entsprechend war es ein leichtes, Gedanken der Denkmalpflege zu popularisieren. Dies insbesondere deshalb, weil es zweifellos *das* Verdienst des Denkmaljahres war, den Denkmalgedanken auf die Stadt ausgedehnt, ihn mit der Stadtplanung verknüpft zu haben. Aber mit welcher Stadt bzw. mit welcher Vorstellung von Stadt? Ein Blick in die Publikationen zum Denkmalschutzjahr gibt dazu aufschlussreiche Hinweise. Exemplarisch etwa die sehr erfolgreiche Wanderausstellung des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, die auf einfache Kontraste setzte. Hier wurde beispielsweise dem Frankfurter Westend die Bamberger Altstadt gegenübergestellt und mit dem Kommentar hinterlegt: «Frankfurt a.M. – eine Stadt verdrängt ihre Vergangenheit» bzw. «Bamberg – eine Stadt bewahrt ihre Vergangenheit». Auf die jeweils doch sehr unterschiedlichen Kontexte der beiden Städte wurde kaum eingegangen:



Einprägsame, aber wenig differenzierte Gegenüberstellung im Katalog der Deutschen Wanderausstellung zum Denkmalschutzjahr: «Zweimal Planung (1666 und 1966): Handwerkliches Bauen und Industrielle Produktion, menschengerecht oder maschinengerecht?»

Das Alte, Traditionelle erschien grundsätzlich positiv, die Entwicklungen der jüngeren Vergangenheit negativ. Schon damals haben vor allem jüngere Fachkollegen diese schlichte Dichotomie kritisiert; Michael Brix beispielsweise monierte in der FAZ, die Besucher der Wanderausstellung würden «mit einer pauschalen Feindlichkeit gegen die Moderne indoktriniert».

Die damalige Ablehnung der Moderne wirkt nach bis in die Gegenwart und behindert heute die Denkmalpflege in ihrem Bemühen, wichtige Zeugen dieser Epoche zu bewahren. So standen jüngst in Frankfurt gerade die seinerzeit geschmähten frühen Hochhäuser zur Diskussion, die inzwischen selbst zu Objekten denkmalpflegerischer Erhaltungsbemühungen geworden sind. Dass diese allerdings weitgehend erfolglos blieben, liegt nicht zuletzt daran, dass über einen kleinen Kreis von Denkmalpflegern und interessierten Architekten hinaus, die Gründe für die Erhaltung dieser Zeugen der späten Moderne nicht in ausreichendem Mass zu vermitteln waren.

«Eine Zukunft wie die Vergangenheit?»

Schon 1975 haben sich einige Denkmalpfleger Gedanken zur Schutzwürdigkeit der Bauten des 20. Jahrhunderts gemacht. Albert Knoepfli beispielsweise forderte in seiner Abschlussbilanz zum Denkmalschutzjahr, angesichts des rasanten Wandels des Baubestandes sei nicht nur das urgrossväterliche, sondern auch das grossväterliche, ja das väterliche Architekturerbe zu schützen. Solche Überlegungen standen aber nie im publizitätsträchtigen Zentrum der damaligen Aktivitäten und blieben im Wesentlichen auf Fachdiskussionen beschränkt. Da-



mit tappte die Denkmalpflege als Ganzes gewissermassen in die Falle des populären (und popularisierten) Denkmalverständnisses, das ganz wesentlich darauf beruhte, dass die Denkmale der «alten Stadt» bzw. des «traditionellen Dorfes» sich als real (noch) existierende Alternativen zu der zum «Bauwirtschaftsfunktionalismus» verkommenen Moderne anboten. Diese rückwärts-gewandte Perspektive veranlasste 1988 Reinhard Bentmann in einem Beitrag zum Bild der Denkmalpfleger als «Fälscher-zunft» zur Bemerkung, der Slogan von 1975 sei in gewisser Weise verräterisch gewesen: «Klingt das nicht nach ‚Eine Zukunft wie die Vergangenheit‘?» Und er fährt fort: «Ganz offensichtlich haben wir mitzuwirken an einem gesellschaftlichen Prozess mit dem erklärten Ziel, Geschichte wiederherzustellen, geschichtliche Traumbilder, auch Wunschbilder zu liefern, wo diese verloren-gingen».

Die Wiederherstellung von Geschichte hiess nicht zuletzt die Wiederherstellung von Stadt. Die neue Hinwendung zur «historischen» oder «europäischen» Stadt in den 1970er-Jahren weckte das Bedürfnis nach Korrektur der Sünden, nach Stadtreparatur. Angesichts des Vertrauensverlustes in die moderne Architektur und Stadtplanung konnte (und kann) man sich diese nicht selten nur mittels Rekonstruktionen vorstellen. Da die ästhetischen Konzepte der Moderne insgesamt in Misskredit geraten waren, schien auch der Anspruch diskreditiert, den ihr gemässen architektonischen Ausdruck fortzuentwickeln. Damit gewann die Orientierung am Alten, Historischen an Gewicht, und zwar sowohl im Bewahren desselben wie auch im neuen Schaffen. Eine postmoderne Denkmalpflege – so 1993 Wilfried Lipp und Michael Petzet – habe diese Situa-

tion affirmativ zu berücksichtigen, womit sie an Willibald Sauerländer anknüpfen konnten, der bereits 1975 in einem Vortrag vor den Landesdenkmalpflegern der Bundesrepublik die Reproduzierbarkeit von Denkmalen zur Diskussion gestellt hatte: Zwar sollen Reproduktionen seltene Ausnahme bleiben, aber «zu einem veränderten, der urbanen Zukunft zugewandten Denkmalbegriff» gehören.

Die Kritik an den Grundsätzen der Moderne, wie sie im frühen 20. Jahrhundert formuliert worden waren, hatte damit auch die Denkmalpflege erreicht. Mit dem Zweifel an den auf die Avantgarde zurückgehenden Absolutheitspostulaten gerieten auch jene Maximen ins Wanken, die Architektur und Denkmalpflege der Moderne an der Wurzel verbanden: die Ablehnung jeglicher Nachahmung und damit einhergehend die sichtbare Unterscheidung von Alt und Neu, der deutliche formale Bruch zwischen historischem Erbe und modernem Werk. Nachahmung und Surrogat, hiess es nun, seien genuine Mittel der zeitgenössischen Architektur. Die Sehnsüchte nach Geschichte und Erinnerung hatten längst das Arbeitsfeld des engen Kreises der Denkmalpfleger, Architekten und Planer verlassen; diese hatten Konkurrenz bekommen durch Freizeit- und Erlebnisparks, Museumsdörfer und eine ausufernde, sich der Historie bedienende Dekorations- und Eventindustrie. Den sich darin artikulierenden Wünschen und Träumen habe – so eine Kernthese zum postmodernen Denkmalkultus – die Denkmalpflege aus einer Wettbewerbsperspektive entgegenzukommen. War für Alois Riegl 1903 noch der Alterswert die «Offerte für alle», so müsse es nun der Schau- und Erlebniswert sein, der die Denkmale breiten Schichten zugänglich mache.

«Nachdenken über Denkmalpflege»

Hier knüpft neuerdings ein Kreis von Denkmalpflegern an, die unter dem Etikett «Nachdenken über Denkmalpflege» eine radikale Revision denkmalpflegerischer Grundsätze fordern und aufgrund ihrer Erfahrungen mit Widersprüchen und Schwierigkeiten im praktischen Alltag und dem Unbehagen über die als schwindend empfundene Anerkennung von Denkmalschutz die «Mythen der Denkmalpflege» entzaubern und der Disziplin eine zeitgemässe Ausrichtung geben wollen. Reklamiert wird u.a. ein verstärkter Gegenwartsbezug mit der schon im Zuge des «postmodernen Denkmalkultus» angemahnten Forderung, bestehende Wünsche der Öffentlichkeit nach Wiederherstellung und Rekonstruktion auch innerhalb der Denkmalpflege zu verankern. Das Denkmal sei zuerst «Bildmedium», das die Fähigkeit haben müsse, «visuelles Interesse zu erregen», was – folgt man etwa Holger Brülls – Denkmale, an denen die Zeit sichtbare Spuren hinterlassen haben, nicht vermöchten: Statt sichtbare Reparaturen wird künstliche Patinierung postuliert.

Solche Forderungen mögen in der Methodendiskussion bislang Randpositionen sein. Betrachtet man aber die aktuelle Restaurierungspraxis und manche der von der Öffentlichkeit an die Denkmalpflege gestellten Ansprüche, so erscheinen sie durchaus symptomatisch. Offensichtlich artikuliert sich hier eine nicht mehr ohne weiteres zu ignorierende Distanz zu den Grundsätzen der modernen Denkmalpflege. Doch was wäre diesen als Alternative entgegengesetzt? Die Tätigkeit der Denkmalpflege statt am Substanzerhalt an den (wechselnden) Wünschen der Öffentlichkeit zu orientieren? Aber was heisst in einer zunehmend

partikularisierten Gesellschaft überhaupt Öffentlichkeit? Wo diese nicht durch erprobte Praktiken der Repräsentation aller Gruppen hergestellt wird, tritt am Ende bloss der Markt an ihre Stelle. Das alte Paradigma der Zeugenschaft des historischen Werks würde ersetzt durch ein neues, das seine markt- und aufmerksamkeitskonforme Zurichtung sanktioniert. Damit hätte die Denkmalpflege nicht nur im Marketing, sondern auch in der Behandlung ihrer Objekte in Konkurrenz zu treten mit den Erlebnis- und Wohlfühlwelten, den Themenparks etc., was eine Anpassung an die sich immer schneller verändernden Publikumswünsche bedeuten würde. Das wiederum hätte einen verstärkten Verschleiss der Objekte zur Folge und damit das Gegenteil von dem, was der gesellschaftliche Auftrag der Denkmalpflege ist. Sie gehört mit zu jenen Kräften, welche das zumindest in der Theorie auch politisch anerkannte Ziel einer nachhaltigen Bewirtschaftung unserer Ressourcen – zu denen auch die kulturellen Werte gehören – umzusetzen hat. Daraus resultiert als Zukunftsaufgabe eine Denkmalpflege, die ihre Objekte nicht kurzlebigen Wünschen einer verbrauchsorientierten Nutzerschicht anpasst, sondern, unterstützt durch Beratung, Vermittlung und Aufklärung verstärkt Erhaltungskonzepte auch jenseits baulicher Eingriffe entwickelt: Georg Dehios schon etwas verbrauchtes Schlagwort «Konservieren statt Restaurieren» bekäme so einen neuen Sinn.

«Nachdenken über Denkmalpflege» bedingt in unserer ganz wesentlich über Bilder kommunizierenden Welt auch vertiefte Überlegungen zur Wahrnehmung von Denkmälern. Ansätze dafür liefert unter anderem der Soziologe Detlev Ipsen mit seiner Ana-

lyse von «Raumbildern» und dabei insbesondere dem Hinweis auf die fatale Verbindung von der Konstruktion neuer Bilder und der Zerstörung alter Substanz. Zu vermitteln ist überdies die mit Bildargumentationen verbundene Gefahr der Reduktion der vielschichtigen Realität des Abgebildeten: Ein Baudenkmal ist ein räumliches und zeitliches Gebilde, das eine quasi unbegrenzte Menge an Informationen speichert, und zwar in wesentlich mehr Dimensionen als sein Bild dies tun kann.

Wie sich ein Bauwerk nicht ohne Verlust an Erkenntnispotenzialen auf sein Bild reduzieren lässt, sind die emotionalen Werte nicht auf den ästhetischen Schau- und Erlebniswert einer schnelllebigen Eventkultur einzugrenzen. Angesprochen sind grundsätzliche Fragen des Daseins, wenn heute über Identität in der multikulturellen Gesellschaft, über Erinnerung, über Erfahrungen beschleunigter Entwicklung etc. diskutiert wird. Dabei kann es nicht um heile Welten und schönen Schein, um die Glättung von Brüchen oder allein um Kompensation ge-



Sonderfall oder Paradigma?
Die wiederaufgebaute Dresdner Frauenkirche.

hen. Denkmäler der jüngeren Vergangenheit, der Industrie-, Sozial- und Technikgeschichte etc. gewinnen angesichts von Tendenzen zur nivellierenden Harmonisierung an Bedeutung, auch und gerade wenn sie nicht ins Bild der «historischen» Stadt zu passen scheinen und nicht selten städtebauliche Brüche bedeuteten.

Im Wissen um das Zeitphänomen verstärkter (Re-)Konstruktion urbaner Identität durch den Rekurs auf historische Formen ist aber auch zu fragen, wie die Differenz zwischen historisierenden Neubauten und Denkmälern zu erhalten und zu vermitteln ist. Gewiss nicht durch die Angleichung von »Altneu« und »Neualt«. Wodurch können sich alte von ihnen formal ähnlichen neuen Bauten besser abheben als durch das, was erstere letzteren voraus haben: durch die Spuren des Alters? Das freilich hiesse auch sichtbare Distanz zur Gegenwart, dadurch, dass sie für vergangene Realitäten zeugen, gewinnen die Denkmale Bedeutung als Zeitgenossen. Zeitgenossen, die uns daran erinnern, dass trotz ständigen Wandels nicht alles permanent neu erfunden und gebaut werden muss und die nicht zuletzt einen Qualitätsstandard vorgeben, an dem sich Neubauten, wollen sie Bestand haben, zu messen haben.

Stark gekürzte Version eines Vortrags an der ETH Zürich im Dezember 2004. Ausführlicher zum Thema (mit allen Nachweisen): Hans-Rudolf Meier / Thomas Will: Dehio 2000 – Paradigmenwechsel in der modernen Denkmalpflege?, in: Zeitschichten. Kataloghandbuch zur Ausstellung im Residenzschloss Dresden, München 2005.

Résumé

Trente ans après l'Année Européenne de la Conservation des Monuments et de la Protection du Patrimoine, c'est avec une certaine nostalgie mais également avec des sentiments ambivalents, qu'en tant que conservateur, on repense à ce point culminant des années soixante-dix considérées comme la «Décennie de la conservation des monuments».

Il est vrai qu'aujourd'hui encore, les monuments historiques jouissent d'une grande popularité comme en témoignent les Journées européennes du patrimoine, pourtant les conquêtes institutionnelles obtenues par la conservation des monuments à cette époque sont actuellement en grand danger dans la mesure où la conservation des monuments historiques est de nouveau de plus en plus perçue une nuisance et dénigrée comme étant un frein au développement économique et aux investissements. Les raisons de cette attitude ne sont absolument pas inhérentes à la matière et touchent également d'autres institutions publiques: caisses vides, privatisation et dénationalisation, particularisation de la société et changement de la perception de l'Etat, ce sont là les mot-clés de la situation.

Dans le domaine de la conservation, la situation est encore plus grave du fait qu'en même temps un certain nombre de ses principes fondamentaux importants sont remis en question. La notion de monument historique reconnue depuis plus d'un siècle est tout autant contestée que le principe de la priorité de la conservation de la substance bâtie. Cet article tente de démontrer en partie que l'origine des controverses et des problèmes actuels remonte dans une certaine mesure à l'Année européenne de la conservation des monuments historiques et de la protection du patrimoine, c'est-à-dire à la soi-disant apogée de la conservation des monuments.